

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 73. Bydgoszcz/ Bromberg, 30. März 1938

Die Nacht von Havanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von
Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz, Hans Rabl, Wilhelm Scheider.

(26. Fortsetzung.)

Rojas, betäubt von dem Redestrom des Kommissars, warf sich in seinen Sessel und wischte sich den Schweiß von der Stirn: „Miß Lißner hat keines der Ateliers erkannt?"

„Keines."

„Und auch keinen der Künstler? Waren Damen darunter?"

„Mehrere Damen. Der Maler Castello hat eine Freundin, eine häßliche kleine Schlange. Den Zeichner Vidal trafen wir mit einer reizenden Dame an; sie war aber blond, aufregend blond . . ."

„Sie sind ein Esel!" stöhnte Rojas. „Haben Sie die Razzia auch auf die Verbrecherviertel ausgedehnt?"

Quintara sah, daß sich der Untersuchungsrichter langsam beruhigte und atmete auf. Jetzt mußte er ihm noch ein wenig schmeicheln, um ihn völlig zu beschwichtigen. Er kannte Rojas' schwache Seite. Vor allen Dingen hörte der alte Herr es gern, wenn man ihn „Exzellenz" nannte, weil er glaubte, daß ihm der Titel eigentlich gebühre. Er wäre einmal fast Justizminister geworden.

„Melde Eurer Exzellenz gehorsamst", sagte Quintara in seinem weichsten Ton, „daß ich alle Leute, die vielleicht für eine solche Tat in Frage kommen, genauestens und persönlich kenne. Es kann sich nicht um ortsbekannte Verbrecher handeln, sondern nur und ausschließlich um Außenseiter."

Rojas' Zorn verrauchte. Ein paar Minuten lief er im Raum auf und ab, dann winkte er Quintara, sich zu ihm zu setzen. Er begann, dem Kommissar seine Auffassung des Falles auseinanderzusetzen. Er sprach jetzt leise und in mildem Ton, im Sessel zurückgelehnt. Manchmal rieb er sich die Augen; er war hundemüde. Die halbe Nacht hatte der alte Herr damit zugebracht sämtliche Angestellte des „Kolibri" – vor allen Dingen die Tänzerinnen und Artisten, zu vernehmen, ohne irgendein Resultat zu erzielen.

„Meiner Ansicht nach", sagte Rojas, „hat Howard diese beiden Leute von denen Miß Lißner verschleppt wurde, gedungen, um sich Dexters zu entledigen. Ich denke es mir folgendermaßen: Howard wurde schon in Newyork von Dexter erpreßt. Howard hat sich vielleicht in dunkle geschäftliche Angelegenheiten eingelassen — Dexter hatte davon erfahren und setzte sofort die Schraube an — die Schraube ohne Ende. Als nun Dexter sich auch auf dieser Vergnügungsreise an seine Fersen heftete, als er es sogar so weit trieb, eine Frau, die Howard liebte, gegen ihn auszuspielen, da kam Howard der Gedanke, den elenden Menschen verschwinden zu lassen. Havanna erschien ihm als der richtige Boden für eine solche Tat. Kaum hier angekommen, ging er sofort ans Werk: er suchte Bravos und er fand sie auch. Seltsamerweise ist er dabei an Außenseiter gekommen — ich bin ganz Ihrer Meinung, Quintara. Schon die Schilderung Miß Lißners deutet darauf hin. Ein Mann und eine Frau — er im Frack, sie einen Pelzumhang über dem kostbaren Abendkleid — Miß Lißner spricht jetzt sogar von einem Nerz — dann der große, elegante Privatwagen — alles sehr mondän. Dazu das Künstleratelier mit Papierschlangen und Lampions wie nach einem Fest . . . Alles ist irgendwie abseitig und ganz anders, als wir solche Dinge gewohnt sind."

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn", schmeichelte Quintara, „ausgezeichnet, wie Exzellenz das alles klarlegen. Doch nun möchte ich mir eine Frage erlauben: befinden sich unter den Tänzerinnen und Artisten des „Kolibri", die Exzellenz ja heute Nacht vernahmen, wirklich keine verdächtigen Personen, von denen man annehmen könnte, daß sie mit Howard in Verbindung standen?"

Rojas zuckte müde die Achseln: „Nein, Dexter war an jenem Abend mit allen möglichen Leuten zusammen. Keiner von ihnen ist irgendwie verdächtig."

„Und wie war es mit dem Portier des „Kolibri"? Dieser Mensch war doch seltsamerweise nicht auf seinem Posten, als die Tat geschah. Er soll betrunken gewesen sein und hinten in einem Verschlag seinen Rausch ausgeschlafen haben. Ganz fatale Verhältnisse in diesem Nachtlokal!"

„Das stimmt alles", antwortete Rojas, „ich habe auch diesen Menschen vernommen."

Plötzlich bekam der kleine Quintara starre Augen; anscheinend hatte er eine Idee. Und er äußerte sich auch sofort: „Wenn man diesen Nigger nun vorher betrunken machte, um ihn von seinem Posten zu entfernen?"

Rojas zuckte ein wenig zusammen: „Teufel, das ist möglich. Holen Sie mir sofort den Burschen heran! Manchmal haben Sie ja doch Ideen, Quintara."

Der Kleine sprang auf, verbeugte sich tief und verließ den Raum.

*

Howard hatte eine ruhige Nacht hinter sich. Sieben Stunden tiefen Schlafes hatten ihn völlig erfrischt. Jetzt, um elf Uhr am Morgen, wanderte er langsam in seiner Zelle auf und ab. Ein weiches Lächeln lag um seinen Mund und seine Augen waren frisch und klar.

Wie stark doch Alice in ihm lebte! Das Gefühl des Glückes erfüllte ihn ganz. Immer wieder hielt er Alice in den Armen. Mit strahlenden Augen sah sie zu ihm auf und ihr Mund stammelte Liebesworte.

Dann stand er lange und starrte am Zellenfenster hoch, in dem ein flimmernd weißer Fetzen Himmel lag. Dort war die Freiheit. Und diese Freiheit, er mußte sie zurückgewinnen. Der Spuk mußte verschwinden, völlig verschwinden. Plötzlich tauchte er aus seinen Träumen auf, um sich der Erde wieder zurückzugeben.

Waren nicht Stunden vergangen, seitdem der Gefängniswärter zuletzt bei ihm eingetreten war? Er hatte doch nach einem Verteidiger verlangt. Warum schickte man ihm keinen Menschen? Er wollte doch die Wahrheit gestehen, die volle Wahrheit. Das Opfer, das er gebracht hatte, es war unnütz gewesen Töricht im höchsten Maße sogar, die-

sen Zustand noch länger aufrechtzuerhalten! Wenn es feststand, daß Alice nicht auf Dexter geschossen hatte, dann brauchte sie sein Opfer nicht mehr, dann mußte man eben den wirklichen Täter ermitteln. Natürlich war es nötig, alles vorher mit einem Juristen zu erörtern. Wenn er sich jetzt einfach dem Untersuchungsrichter vorführen ließ, würde der ihm vielleicht kein einziges Wort glauben. Er brauchte also den Juristen.

Er hatte heute morgen auch noch einen anderen schriftlichen Antrag gestellt. Er hatte verlangt, mit Alice konfrontiert zu werden. Sein Herz schrie nach ihr. Er mußte ihr sagen, wie sehr er sie liebte, und daß nun alles gut werden müsse, falls sie ihm nur vertraue.

Warum war es so totenstill um ihn? Plötzlich jagte eine heiße Angstwelle über sein Herz. Wenn ihm nun keiner glaubte und der wirkliche Täter nicht ermittelt wurde? Wenn er den Ton der Überzeugung nicht fand, wenn er tauben Ohren predigte? Hatte er nicht erst gestern dem Untersuchungsrichter versichert, daß er — er allein — den Schuß auf Dexter abgefeuert habe?

In diesem Augenblick hörte er Schritte auf dem Gang. Dann klirrten Schlüssel, Riegel wurden zurückgeworfen und die Tür der Zelle öffnete sich.

Ein kleiner, anscheinend etwas verwachsener Mensch stand im Rahmen, hinter ihm der Gefängniswärter. Ein schmaler, unangenehm lauernder Blick aus schräg liegenden Augen, ein gelbliches, mongolisch wirkendes Antlitz mit stark vorstehenden Backenknochen.

Tom war mit Wachilla allein. Er fand ihn widerseinen Namen — Dr. Wachilla — und in einem holperigen Englisch setzte er hinzu, daß er sich als Rechtsanwalt und Verteidiger Howard zur Verfügung stelle. Dann wechselte er mit dem Gefängniswärter einige Worte und dieser zog sich, nachdem er die Zelle wieder verschlossen hatte, zurück.

Tom war mit Wachilla allein . Er fand ihn widerwärtig, unsympathisch. Instinktiv fühlte er einen heftigen Widerwillen gegen den Mann. Hier mußte eine seltsame Blutmischung vorliegen; vielleicht hatte sich Mongolenblut mit Kreolenblut gekreuzt.

Wachilla legte Tom ein Schriftstück vor, das dieser zögernd unterzeichnete. Dadurch bestellte er den Mann zu seinem Verteidiger. Schon nach wenigen Minuten bereute er seine voreilige Tat. Nachdem Wachilla als erstes sein Honorar genannt hatte — übrigens eine erhebliche Summe, — begann das Gespräch. Es wurde bald zum heftigsten Kampf.

Tom sagte, daß er sein gestriges Geständnis widerrufen wolle. Er schilderte, wie sich die Ereignisse auf dem Schiff wirklich abgespielt hatten. Der Anwalt hörte ihn ruhig an, doch sein Lächeln verriet, daß er kein Wort von Toms Erzählung glaubte. Toms Bericht war voller Leidenschaft. Mit dem ganzen Ungestüm seines reinen und vollen Herzens schilderte er die Einzelheiten. Wachillas Lächeln vertiefte sich. Als Tom endlich schwieg, tönte die dünne quäkende Stimme durch den Raum:

„Ich nix glauben. Auch Don Rojas nix glauben. Und das Gericht? Nix, nix, Sir. Sie müssen bleiben bei Geständnis und tiefe Reue. Affekt, wissen Sie! Sie haben geschossen — aus Eifersucht. Nix, weiter nix. Sie müssen weinen vor Gericht. Und wenn man sagt: Raubmord — dann sagen Sie: Dexter vorher ausgeraubt?, von die Mädchen in „Kolibri" — Sie verstehen? Gericht sehr milde, wenn Eifersucht. Nur wenig Jahre. Gericht aber sehr streng, wenn Raubmord. Dann Hals ab!"

„Um Himmels willen — ich war's doch gar nicht. Ich schwöre Ihnen, daß ich —"

Wachilla schnitt ihm das Wort ab, sein Lächeln wurde unergründlich. „Bei mir gern falsch schwören, Sir — ich höre schlecht bei Schwur."

„Danke, ich verzichte auf Ihre Dienste."

„Nix — Sie unterschrieben haben!"

Tom schrie: „Zum Teufel mit Ihnen, ich will Sie nicht!"

Das Lächeln des kleinen, verwachsenen Mannes wurde breit und hämisch, er zeigte seine gelben Zahnstümpfe. In diesem Augenblick fühlte Tom, daß er verloren war, falls nicht ein Wunder geschah.

*

Als Alice an diesem Morgen erwachte und die Augen aufschlug — es war gegen halb elf Uhr — saß ihre Freundin Francie Mirror neben ihr und blickte lächelnd auf sie herunter.

Alice blinzelte ein wenig, dann erst hatte sie sich von ihrem Traum ganz befreit — sie hob den Oberkörper und umarmte Francie mit leidenschaftlicher Innigkeit:

„Du Gute!"

„Hast du ausgeschlafen?" erkundigte sich Francie mit ihrer tiefen und sachlichen Stimme, „mein armes Kind kam reichlich spät ins Bett. Es war wohl sechs Uhr, als wir von der Razzia heimkamen?"

„Doch ich bin ganz frisch. Oh, ich hatte eben einen Traum —"

„Sicher ein hübscher, aber recht dummer Traum, Alice. Doch jetzt beginnt die Wirklichkeit. Nimm dich zusammen — denn heute geht's los!"

„Wie meinst du das?"

„Heute wollen wir den Täter fangen."

Alice blickte fassungslos auf die Freundin: „Wir?"

„Allerdings., Ich machte gestern so verschiedene Beobachtungen. Vielleicht schaffen wir es eher als die Polizei."

„Was für Beobachtungen?"

„Es waren Leute um dich herum — sie drängten sich an dich heran. Weiter sag' ich dir nichts. Du würdest durch dein Verhalten nur diese Leute verscheuchen."

„Was für Leute?"

„Schon zuviel gesagt, Kleine."

„Francie, es ist wirklich nicht recht von dir, mir ein paar Brocken hinzuwerfen und dann zu schweigen."

„Von mir bekommst du nichts mehr zu hören. Vielleicht täusche ich mich auch. Übrigens bin ich neugierig, ob man dich heute wieder zu einer Razzia abholt. Das nächtliche Herumjagen war ja ganz interessant."

„Warum hast du eigentlich soviel mit dem kleinen Kommissar herumpoussiert? Er kann doch unmöglich dein Typ sein."

„Meinst du Senor Quintara, Alice? Ach, du kleiner Dummkopf. Den brauche ich doch, den mußte ich um den Finger wickeln, damit er mir die Erlaubnis gab, bei der Razzia dabei zu sein. Ich durfte dich nicht allein lassen. Denn du warst dauernd in Gefahr."

„In — Gefahr?"

„'raus aus den Federn! Mehr erzähl' ich dir jetzt nicht."

Eine halbe Stunde später frühstückte Alice, nun völlig angekleidet, in ihrem Zimmer und ihre Freundin Francie leistete ihr Gesellschaft. Doch Alices gute Stimmung war verschwunden. Sie nippte nur an ihrem Kaffee und aß überhaupt nichts. Ihre Gedanken weilten bei Tom.

„Du sollst den Kopf nicht so hängen lassen!" schalt Francie, „iß etwas! Der Toast ist doch herrlich."

„Ich kann nicht."

„Du denkst natürlich wieder an deinen Tom. Hat er seinen augenblicklichen Zustand vielleicht nicht selbst verdient? Es ist die Strafe für seine Dummheit."

Alice schrak auf: „Es klopft."

„Ich habe auch so etwas gehört."

Nun klopft es wieder, ganz leise.

Francie schnellte hoch und trat rasch an die Tür heran, aber sie öffnete nicht. Sie rief auf Spanisch (sie beherrschte diese Sprache leidlich): „Wer ist da?"

Es wurde nicht geantwortet, nur der Drücker ging nach unten. France hatte die Tür, nachdem der Kellner fortgegangen war, verschlossen.

„Verdächtig", murmelte Francie, „die wagen es doch nicht . . ?"

Hastig lief sie in ihr eigenes Zimmer hinüber, das mit dem Alices durch eine Zwischentür verbunden war. Sie holte ihre kleine Waffe vom Nachttisch, die sie schon heute nacht während der Razzia bei sich gehabt hatte, steckte sie zu sich und schloß vorsichtig ihre eigene Zimmertür auf.

Leise öffnete sie, trat rasch auf den Korridor hinaus und verschloß die Tür hinter sich.

Sie sah einen Mann vor Alices Tür stehen, der ihr aufmerksam entgegenstarrte: ein Mensch, sehr dunkler Hautfärbung mit aufgeworfenen Negerlippen, in einen stutzerhaften hellen Anzug gekleidet. In der einen Hand hielt er einen Brief, in der anderen eine weiße Mütze.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste König, der Auto fuhr.

Was der greise Leopold mit seinen Wagen erlebte...

Von Ludwig Voß-Harrach.

Langsam beginnt er aus unserem Gesichtskreis zu schwinden, der einst so überaus volkstümliche König Leopold der Zweite von Belgien. Mancher Zeichner hat seinen witzigen Stift an dem gewaltigen weißen Bart des Herrschers erprobt. Und wenn Leopold auch nur über ein verhältnismäßig kleines Land gebot, so hat er doch in dem großen Weltgeschehen seiner Zeit eine ungleich bedeutendere Rolle gespielt — dank der Eigenart seiner Persönlichkeit.

„Wollen Sie mich umbringen?“

Zu den Eigenarten, die ihm eine besondere Note verliehen, gehört die Vorliebe für den Kraftwagen. Der König zählte damals — 1905 nämlich — bereits siebzig Lebensjahre, als er sich diesem modernen Sport zuwandte. Zu einer Leidenschaft, zu einer Jagd nach dem Schnelligkeitsrekord hat sich diese Beschäftigung des klugen alten Herrn natürlich nicht entwickelt. Im Gegenteil! Wenn der Fahrer die Geschwindigkeit des Wagens über dreißig Stundenkilometer hinaus steigerte, dann grollte der Herrscher: „Langsam, langsam, wollen Sie mich umbringen?“ Und er wagte es nie, in seinem Wagen ein Nickerchen zu machen. „Wenn ich mal sterbe, will ich darauf vorbereitet sein“, lautete seine Lebensweisheit. Ein Trost für den Fahrer: Geschwindigkeitsanzeiger gab es noch nicht.

Aber ängstlich war der alte Herr eigentlich nicht. Einmal, auf einer Alpenfahrt, warnten ihn die Leute vor dem schlechten Wege. Der sei eng, nur für Maultiere bestimmt, führe an himmelhohen Abgründen entlang, habe auch kein Geländer. Aber der König ließ sich nicht einschüchtern. Man griff dann allerdings doch ein. Ein Architekt fuhr in einem besonders schmalen Wagen voraus, sobald eine spitze Kehre in Sicht kam, und erkundigte die Gefährlichkeit des Weges. So schafften sie es schließlich. Aber nachher gestand der Fahrer dann doch: „Majestät, ich habe in meinem ganzen Leben nicht soviel Schrecken ausgestanden wie heute . .“

Das deutsche Monster von Brüssel.

Es war eben noch die Kindheit des Kraftwagens. Der König schätzte ihn eigentlich nur deshalb so hoch ein, weil er auf diese Weise Zeit sparen konnte. Die war ihm noch kostbarer als das Geld. Und so hat er dann nacheinander eine Reihe hochwertiger Wagen besessen. Am teuersten aber war der deutsche, ein kapitaler Kerl von 90 Pferdestärken, den man wohl das Monster von Brüssel nannte. Dieser Rennwagen hatte in den Alpen einen Preis davongetragen. Der König ließ ihn aber für schweres Geld umbauen, um seine langen und empfindlichen Beine besser ausstrecken zu können.

Leopold der Zweite reiste gern. Nicht weil er es liebte, sondern weil es ihm nützlich erschien. Nach seiner Auffassung hatten die Belgier viel zu wenig Interesse für fremde Länder. „Das Reisen ist die beste Art, Kenntnisse zu sammeln. Man muß außer Landes gehen und beobachten, was die anderen Völker tun“, war seine Ansicht. Er reiste auf eine wahrhaft groteske Weise. Wenn er zum Beispiel nach Nizza fuhr, sandte er sein Auto mit der Eisenbahn dorthin. Erst an der Riviera bestieg er den Wagen. Bisweilen zog er allerdings den Fußmarsch vor. Dann mußte das Auto ihm folgen. Und wenn er von Paris nach Brüssel reisen wollte, dann ließ er sich zunächst von dem Motor nach Soissons fahren. Dort bestieg er den Schnellzug, den er in Maisieres wieder verließ, um die letzte Wegstrecke dann mit einem Kraftwagen zurückzulegen, der ihn an der Eisenbahn erwartet hatte.

Der König rächt sich.

In der Regel benutzte der König zwei Wagen zu gleicher Zeit. Sie mußten allerdings einige hundert Meter voneinander entfernt bleiben, damit keiner den anderen anrempeln konnte. Und Leopold legte Wert darauf, sich nicht allzu weit von den Geleisen der Eisenbahn zu entfernen. Denn man kann nie wissen . . . Die Reisen besonders waren damals noch wenig zuverlässig. Mehr als 3000 Kilometer mochte man ihnen nicht zutrauen. Als dem König einst das Mißgeschick eines platzenden Reifens widerfuhr, sauste er wie der Blitz vom Sitz herunter, und er trieb die Männer, die den Schaden beseitigen sollten, unaufhörlich zu schnellerer Arbeit an. Viel, viel größer aber war sein Zorn, als er einst auf der Eisenbahnfahrt einen unvorhergesehenen Aufenthalt hatte. Da hielt der Zug, in dem der König saß, kurz vor Brüssel volle zwanzig Minuten. Leopold rächte sich auf seltsame Weise. Am folgenden Tage ließ er den Eisenbahnminister zu sich kommen. Als die Audienz zu Ende war, sollte der Fahrer des Königs den hohen Beamten nach Hause bringen. Aber unterwegs streikte plötzlich der Wagen. Es half nichts — der Minister mußte aussteigen und den ziemlich langen Weg zu Fuß zurücklegen. Man raunte sich damals zu, der König habe da seine Hand im Spiel gehabt. Der Benzintank sei schon bei der Abfahrt nahezu leer gewesen. Fest steht, so erzählt Oberst Stinglhamber in einer belgischen Monatsschrift, daß dem Fahrer kein Leid geschah, der König drückte ihm sogar noch ein Trinkgeld in die Hand . . .

Swere wache stet, der ol umbe sehen!

Wartburg-Spruch.

Brillantring im Wagen.

Heitere Kurzgeschichte von Jupp Wenzel.

„Taxi, mein Herr?“ fragte Marcell, der Fahrer, freundlich, und hielt den Schlag seines Viersitzers einladend offen.

Herr Pepin aus Marseille, an den diese Aufforderung gerichtet war, blieb etwas überrascht stehen. Er war soeben zu seinem alljährlichen Vergnügungsbesuch nach Paris gekommen und wollte eigentlich die wenigen Schritte zu seinem Hotel ohne technische Hilfsmittel erledigen. Doch wer kann einer so freundlichen Einladung widerstehen? Auch fiel ihm ein, daß es bestimmt einen guten Eindruck machen würde, wenn er mit einem Auto vorführe. Als sparsamer Mann erkundigte er sich jedoch zuerst, was es wohl bis zum „Hotel du Commerce“ kosten sollte.

„8 Frank“, sagte der Fahrer ohne Besinnen. „Genau 8 Frank. Ich habe nämlich eben einen Herrn vom Hotel hierhergefahren“ fuhr er fort, während er Pepin half, dessen kurze dicken Gliedmaßen im Wagen unterzubringen. „Ein merkwürdiger Mann — entschuldigen Sie schon, mein Herr, denn ich rede im allgemeinen nicht über meine Fahrgäste. Aber so etwas ist mir noch nicht vorgekommen! Hier am Bahnhof behauptete er plötzlich, einen wertvollen Brillantring im Wagen verloren zu haben. Ha, ha!“

„Da hätte man ihn doch schnell finden können“, meinte der Fahrgast. „Haben Sie denn nicht gleich gesucht?“

„Es war nur noch eine Minute bis zur Abfahrt des Zuges“, lachte Marcell. Er fuhr langsam an und schlängelte sich geschickt in das Gewühl des Bahnhofsvorplatzes. Unwillkürlich wanderten die Blicke des Fahrgastes auf den Boden des Abteils.

„Ich glaube, es war ein Amerikaner“, setzte der redselige Fahrer die Unterhaltung fort, da sie an einer Straßenkreuzung halten mußten. „Er machte einen sehr spleenigen Eindruck, das muß ich schon sagen. Aber das mit dem Ring ist doch ein bißchen komisch, finden Sie nicht, mein Herr? Denn wenn er wirklich so wertvoll wäre, wie der Mann behauptete, dann hätte er seinen Zug fahren lassen sollen. Aber er ist einfach fortgestürzt!“

„Haha!“ lachte jetzt auch Pepin. Aber ein Häkchen hatte die Sache doch in seinem Herzen hinterlassen. „Vielleicht mußte der Mann unbedingt mit diesem Zug fort? — Sie haben doch hoffentlich genau nachgesehen?“

„Warum?" bemerkte der Mann am Steuer gleichgültig. „Erstens glaube ich nicht, daß er den Ring verloren hat, und zweitens kann ich heute abend ja immer noch nachsehen. Vielleicht hätte ich es auch schon getan, wenn Sie nicht gekommen wären. Der Dienst am Kunden geht natürlich vor."

Der Schutzmann gab die Straße frei. Rumpelnd fuhr der Wagen um die Kurve.

In diesem Augenblick sah Pepin den Ring. Er lag neben der Tür, halb verdeckt von der Fußmatte, und nur das plötzliche Aufleuchten des Brillanten hatte ihn verraten. Wahrscheinlich war er von dem Besitzer abgestreift worden, als der die Tür öffnete. Die Teppichmatte verschob sich infolge der Erschütterung des Autos immer mehr und ließ den Ring nun ganz zum Vorschein kommen. Es war ein Prachtstück von einem Brillanten. Das konnte Pepin trotz der Entfernung deutlich feststellen. Denn er saß gerade in der entgegengesetzten Ecke des Wagens.

„Hotel du Commerce!" rief der Fahrer und hielt. Pepin, der unwillkürlich eine Bewegung des Aufstehens gemacht hatte, ließ sich plötzlich wieder in die Polster zurückfallen. „Fahren Sie ein wenig weiter! Ich will mir Paris ein wenig ansehen."

Er rutschte dabei eine Kleinigkeit nach der anderen Seite des Wagens hinüber. Dabei hatte er das unangenehme Gefühl, von seinem Vordermann auf die scheußlichste Art im Rückspiegel beobachtet zu werden. Ob der Fahrer Verdacht geschöpft hatte?

Doch der Mann am Steuer plauderte unbekümmert weiter. Von dem Ring. Daß es freilich keine schlechte Sache wäre, ein solches Wertstück zu finden. Nein, er würde ihn — im Vertrauen gesagt! — nicht zurückgeben! Wenn es ein Franzose gewesen wäre — freilich! Aber bei einem Amerikaner, der sowieso nicht wüßte, wohin mit dem Geld, — käme gar nicht in Frage. Ob er nicht recht habe?

„Natürlich!" pflichtete Pepin ihm zerstreut bei. Er war jetzt ganz in die linke Ecke gerutscht und hatte den Brillantring zu seinen Füßen liegen. Er brauchte nur noch eine Gelegenheit, sich unauffällig zu bücken. Wenn nur die Augen des Fahrers nicht immer so forschend im Rückspiegel erschienen wären!

„Fahren Sie mich nach dem Boulevard des Italiennes!" kommandierte Pepin heiser. In dem tollen Durcheinander des Verkehrs dort würde der Fahrer wohl kaum Zeit finden, nach seinem Passagier zu sehen.

In der Tat glückte es dem Gast, hier den Ring unauffällig aufzuheben, indem er sein Taschentuch zog und es fallen ließ. Klopfenden Herzens befühlte er seine Beute. Gleich darauf tippte er dem Fahrer auf die Schulter. „Ich glaube, es ist genug für heute. Bringen Sie mich zum Hotel!"

Ohne mit der Wimper zu zucken, bezahlte er dort die ziemlich hoch angelaufene Rechnung. Sie betrug 46 Frank. „Lassen Sie nur!" lachte er, als ihm der Taxichauffeur auf seinen Fünfzigfrankschein herausgeben wollte. Pepin ist nicht kleinlich, wenn es sich um solch wertvolle Objekte handelt.

Marcell sah ihm lächelnd nach, wie er mit kurzen eiligen Beinchen im Hotel verschwand. Dann setzte er seinen Wagen wieder in Gang und hielt bald darauf in einer stillen Seitenstraße vor einem kleinen Laden, in dessen Schaufenster billige, sehr billige Schmucksachen ausgestellt waren. Das schwarzhaarige Mädchen darin sah ihm mit einem Blick zärtlichen Einverständnisses entgegen.

„Das Geschäft blüht!" strahlte Marcell und kniff das kleine Mädchen zärtlich in den rundlichen Arm. „Ich glaube, wir werden bald heiraten können, Yvonne. Und jetzt gib mir wieder fünf von diesen Ringen zu 2 Frank! Innerhalb drei Tagen bin ich alle los geworden, den letzten vor einigen Minuten. Der gute kleine Narr hat rund 50 Frank verfahren, bis er ihn hatte!"

———

 **Bunte Chronik** 

Die Männer sind in Gefahr!

Die Franzosen schlagen Alarm. Die Männer sind in Gefahr! Das weibliche Geschlecht steht im Begriff, sie auf einem Gebiet zu übertrumpfen, das bisher dem starken Geschlecht vorbehalten schien. Gemeint ist der Sport, insbesondere der Schwimmsport. Nachdem kürzlich eine junge Holländerin, Fräulein van Veen, einen neuen Frauenweltrekord aufgestellt hat, haben jetzt französische Sportjournalisten mit Schrecken einen Vergleich gezogen, der sie zu den trübsten Rückschlüssen veranlaßt. „Wissen Sie, meine Damen und Herren", so fragen Sie in den Zeitungen, „daß bereits heute eine Staffel der vier holländischen Schwimmerinnen van Veen, den Ouden, Mastenbroeck und Hoeder die beste französische Staffel schlägt, und zwar die Männerstaffel?!"

Das männliche Prestige ist ernstlich bedroht. Ob dieser Alarmruf wohl die französischen Schwimmer zu besseren Leistungen anspornen wird?

*

Das 19. Kind mit 41 Jahren!

Daß die Mütter Italiens, besonders in seiner südlichen Hälfte, eine reichliche Kinderschar in die Welt setzen, ist bekannt. Wenn es um das 10., 15., oder 17. Kind geht, so macht man dort kein Aufhebens davon. Daß aber nun in Mailand eine Frau mit Namen Carmela Manfra ihrem 19. Kind das Leben gegeben hat, erscheint selbst den italienischen Zeitungen bemerkenswert. Es ist die Frau eines Arbeiters, die 41 Jahre alt ist. Sie hat in etwas über 20 Jahren 18 Geburten überstanden, denn das eine mal waren es Zwillinge. Von den bisherigen 18 Kindern sind nur 10 am Leben geblieben, so daß mit dem neuen Erdenbürger das Dutzend der Lebenden noch nicht voll ist. Ein Bild dieser Mutter von 19 Kindern zeigt sie, neben dem kräftig ausschauenden Neugeborenen, als eine etwas magere aber lebhaft blickende Frau von süditalienischem Typ, wie auch schon der Name Carmela andeutet, der sich vor allem in Sizilien findet, dem an Nachkommenschaft vielleicht reichstem Teil Italiens.

 **Lustige Ecke** 

Dem Fabrikanten hilft's.



„Sodann bin ich in der Lage dem verehrten Vorstand die Mitteilung zu machen, daß unser Haarwuchsmittel im vergangenen Jahre einen Riesenerfolg zu verzeichnen hatte!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.